

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 8

Artikel: ... und dazu ein Frauenzimmer! : Der dornenvolle Beruf der Journalistin in der Schweiz
Autor: Willi, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



... und dazu ein Frauenzimmer!

Der dornenvolle Beruf der Journalistin in der Schweiz

VON HANNA WILLI

Illustration von René Creux

Stets im Frühling melden sich ein paar junge Mädchen bei mir und erkundigen sich nach den Möglichkeiten und Aussichten für Frauen im Journalistenberuf. Es sind meist Töchter aus dem gehobenen Mittelstand, mit Gymnasialbildung oder einem akademischen Grad. Sie alle haben mit ziemlicher Regelmäßigkeit in irgend einer amerikanischen Zeitschrift über erfolgreiche amerikanische Journalistinnen gelesen und zugleich Bilder dieser Frauen gesehen, die zigarettenrauchend, nylon-bestrumpt und telephonierend auf einer Chintzcouch lagen.

Auch ich kenne diese Reportagen und werde bei ihrem Anblick böse und traurig

zugleich. Böse, daß ich zehn Jahre lang Artikel schrieb, ohne je telephonierend und zigarettenrauchend abgebildet zu werden — zu einer Chintzcouch hat es auch noch nicht gelangt —, traurig, weil es in dem erläuternden Text unter den amerikanischen Bildern jeweils heißt, die betreffende Dame habe soeben neben ihrer Journalistenarbeit ein reizendes Buch veröffentlicht, das momentan in sieben Sprachen übersetzt werde.

Haben die Amerikanerinnen Zeit, um neben ihrer Tagesarbeit auch noch Bücher zu schreiben? Nun, eine amerikanische Journalistin verriet mir, wieso das möglich ist. Wenn sie für eine der Zeitschriften

mit Millionenausgabe einen Leitartikel oder eine Novelle schreibt, so kann sie damit bis 2000 Dollar verdienen. Gelingt ihr zweimal jährlich ein «Wurf», so steht es ihr in der Zwischenzeit frei, an einem Buche zu arbeiten, Radiovorträge zu halten oder einfach auszuruhen. Diese Journalistinnen oder Schriftstellerinnen können es sich leisten, Qualitätsarbeit zu liefern; denn sie werden dafür gut bezahlt. Wir schweizerischen Journalistinnen aber müssen *Quantität* liefern; denn wir werden im allgemeinen mittelmäßig bis schlecht bezahlt. Daß wir nicht auf solche fabulösen Honorare reflektieren wie unsere amerikanischen Kolleginnen, versteht sich von selbst. Unsere Blätter haben ja auch nicht dieselbe Millionenausgabe und keine derartigen Inseratenaufträge.

Aber anstatt ein paarmal jährlich oder wenigstens monatlich über ein Thema zu berichten, das uns liegt und über das wir wirklich etwas zu sagen hätten, müssen die meisten von uns jeden zweiten oder sogar alle Tage einen Artikel über Dinge verfassen, die sie innerlich kühl lassen. So wie die Dinge liegen, müssen wir einer Redaktion dankbar sein, wenn sie uns heute an eine Obstausstellung und morgen an die Eröffnung eines Säuglingsheims schickt. Aber unserer Phantasie und Begeisterungsfähigkeit ist es nicht so recht zuträglich, wenn wir heute über neue Gasherde oder Strickjacken und morgen über die Kremation eines prominenten Strumpffabrikanten je 30 Zeilen schreiben müssen.

«Wir haben schon in der Schule gute Aufsätze geschrieben»

So lauten die Aussagen jener jungen Damen, die aus diesem lustbetonten Erlebnis heraus einen Lebensberuf machen möchten. Ich erzähle ihnen dann — vielleicht sollte ich mich darüber schämen —, daß ich nach abgeschlossener Mittelschulbildung, verschiedenen Auslandsaufenthalten und dreijähriger Redaktionspraxis bei der «Zürcher Illustrierten» zu einem Zeitpunkt, als meine Artikel schon ganz anständig abgedruckt wurden, noch jahrelang finanziell

von meinem Vater abhängig war. Wäre er mir nicht beigestanden, ich hätte gehungert oder mich nach einem andern Beruf umgesehen, obwohl Schreiben meine Leidenschaft war. Und dabei war ich sehr fleißig. Ich schrieb über Swingboys und Zirkusclowns, über Schlüsselblumen und Hundertjährige. Ich interviewte mehr oder weniger Prominente, besprach Bücher, Modeschauen und frisch eröffnete Postautolinien. Manchmal war mir aufröhrend und bitter zumute, wenn uns zum Beispiel bei der Neueröffnung eines Kosmetiksalons klar gemacht wurde, daß die «gepflegte Dame» mindestens vier Cremes, zweierlei Gesichtswasser und ebensoviel Arten Puder und Lippenstifte für ihre tägliche Hautpflege benötigte. Dabei hätte ich mir ohne den Zuschuß meines Vaters kaum eine anständige Seife leisten können. Das war in den Jahren vor dem Krieg, als man mit 300 Franken im Monat recht anständig lebte.

Ich hatte wie alle jungen Mädchen tausend Wünsche und Sehnsüchte. Die Redaktionen, die mir gewogen waren, schickten mich an Modeschauen, Theater- und Filmpremieren, ich mußte nett gekleidet und gut frisiert sein. Und wenn ich mir auch Blasen an die Fingerspitzen tippte, ich verdiente kaum mehr als zweihundert Franken monatlich.

Hier ein Beispiel meiner Monatseinnahmen aus dem Jahre 1937:

2 Feuilletons, an denen je eine Woche gearbeitet wurde, zusammen	Fr. 40.—
1 Kurzgeschichte, 10 Tage Arbeit	Fr. 20.—
2 Theaterrezensionen (Spesen Fr. 3.—)	Fr. 14.—
5 Buchbesprechungen, für die Bücher erhielt ich im Antiquariat	Fr. 5.—
1 Radiovortrag, an dem ich neben den Feuilletons eine Woche arbeitete	Fr. 50.—
2 Artikel über Frauenprobleme, zusammen	Fr. 25.—
1 Artikel über die Einweihung eines Modesalons, drei Stunden Präsenzzeit und eine Stunde Arbeit	Fr. 10.—
1 Reportage über eine Hundeausstellung. Zeitverlust ein Tag, Arbeitszeit ebenfalls ein Tag, da es eine große Arbeit war	Fr. 30.—
	Fr. 194.—

Wenn ich alle diese Arbeiten unterbringen konnte, hatte ich ausgesprochen Glück. Natürlich saß ich nicht die ganze Zeit tippend an der Schreibmaschine, sondern suchte Stoff in Bibliotheken oder Anregung bei der Zeitungslektüre. Vor allem ist das Schreiben der Feuilletons eine Stimmungssache und erfordert viel Zeit.

Zum Glück sieht heute mein Budget besser aus, obschon es jetzt noch Blätter gibt, die einen Zeilenpreis von 15 Rappen zahlen. Sicher ist, daß der Journalismus wie kaum ein Beruf eine lange Anlaufzeit braucht, um sich einen «Namen» zu machen.

Der Tanz um die großen Zeitungen

Nicht vielen Journalisten ist es vergönnt, sich diesen «Namen» gleich zu Beginn an einem der wenigen großen schweizerischen Blätter zu erwerben. Sie müssen bei kleinen Landblättern Fuß fassen und von dort aus in das Zentrum, in die Städte vordringen, wo sich die journalistische Auslese, darunter ein halbes Dutzend Frauen, um einige große Blätter und Zeitschriften konzentriert. Wenn man endlich zum engen Mitarbeiterstab dieser wenigen gut zahlenden Blätter gehört, dann spürt man erst, wie eng unser Land ist, wie sehr sich darin die Schreibenden gegenseitig auf die Füße treten. Um diese paar Blätter schwirren die fähigsten Journalisten und Publizisten wie die Wespen um einen Aprikosenkuchen. Zehn Aspiranten warten darauf, bis sich einer der lieben Kollegen einen Lapsus, eine Vergeßlichkeit zuschulden kommen läßt, bis er eines Tages müde wird und langweilig zu schreiben anfängt. Dann heißt es, X. beginne auch alsgemach zu «lahmen». Ich frage mich manchmal beim Anhören dieses beruflichen «Todesurteils», wann der Augenblick da sei, wo über den, der so spricht oder über mich selbst dieses Urteil gefällt wird!

Wie aber ist es möglich, daß im Zeitungsreichsten Land Europas, in der Schweiz, der große Durchschnitt der Journalisten materiell so schlecht gestellt ist? Weshalb

vermögen nur ein paar einzelne große Blätter Honorare zu bezahlen, die der Arbeitsleistung, dem Aufwand an Zeit und Nervenkraft des Journalisten einigermaßen gerecht werden? Nun, die Rechnung ist einfach: Wir haben eben zu viele Zeitungen und Zeitschriften! Jeder Kanton, mag er noch so klein sein, besitzt oft fünf bis sieben Blätter verschiedener politischer Richtungen. Diese jagen sich gegenseitig die Inserenten und die Abonnenten ab, und mit den ersten vor allem steht und fällt ein Blatt. Je mehr Inserate eine Zeitung hat, um so besser und interessanter kann sie den Textteil gestalten, und dementsprechend könnte sie auch ihre Mitarbeiter bezahlen. Heute, im Augenblick der Konjunktur, nehmen die Inserate zwar auch bei den kleinsten Landblättern einen erstaunlich großen Raum ein; aber die Verleger haben es im allgemeinen nicht eilig, die Journalisten von diesem Segen etwas merken zu lassen. Der Verleger scheint sich damit abzufinden, daß alles aufgeschlagen hat, das Papier, die Druckerlöne und die Posttaxen; nur die Journalistenhonorare sind, wie die Güte Gottes, ewig gleich.

Können wir uns nicht wehren?

Besitzen wir keine Möglichkeit, Abhilfe zu schaffen? Wir sind zwar teilweise in Presse- und Journalistenverbänden organisiert; aber bis vor kurzem sind alle Eingaben um berufliche Besserstellung ergebnislos geblieben. Seit einem Jahr etwa «schweben» Verhandlungen. Denn — wiederum einige große Blätter und Zeitschriften rühmlichst ausgenommen — die meisten von uns, vor allem wir Journalistinnen, sind entbehrlich. Artikel über Kindererziehung und Haushaltsgestaltung schreibt die Frau Lehrer X. oder Frau Dr. Z. beinahe gratis; sie freut sich, wenn ihr Name gedruckt wird. Für das Feuilleton unter dem Strich stehen dem Redaktor eine ganze Anzahl nebenamtlicher Mitarbeiter zur Verfügung. Ein Sekundarlehrer berichtet in sieben Fortsetzungen über interessante Grabungen — womöglich aus der Römerzeit —, die vor 50 Jahren

am Stadtrand gemacht wurden, der weitgereiste Kaufmann schildert zum xten Male die Kriegsverwüstungen und den Wiederaufbauwillen in Holland und Belgien, und der Richter bespricht in drei Fortsetzungen das neueste juristische Buch. Honorar verlangt er nicht, er freut sich schon über das Rezensionsexemplar.

Journalisten sind demgegenüber viel zu anspruchsvoll; sie behaupten, Bücherbesprechungen müßten auch honoriert werden. Sie wollen sich nicht mehr damit zufrieden geben, daß man ihnen das Buch gratis überläßt, wenn es besprochen wurde.

Aber, ehrlich gesagt, der größte Teil der Bücher, die wir zur Rezension erhalten, ist so, daß wir sie niemals kaufen würden. Es tut uns also keine Redaktion einen Dienst, wenn sie uns ein Buch überläßt, das uns nicht interessiert. Um ein Buch gewissenhaft zu besprechen, müssen wir es gründlich lesen. Für Wälzer von fünf- bis siebenhundert Seiten Umfang brauchen auch die Schnelleser unter uns etwa neun Stunden. Die Besprechung selbst nimmt vielleicht eine Stunde in Anspruch. Also zehn Stunden Arbeitszeit — und als Gegenwert erhalten wir ein Buch, das wir vielleicht, wenn wir Glück haben, Tante Frieda zum Geburtstag schenken können! Ich möchte aber betonen, daß diese Praxis der Honorierung nur bei kleinern Blättern mit entsprechend kleinen Auflagezahlen üblich ist.

Im allgemeinen haben zwar die Redaktoren der kleinern und mittlern Blätter Verständnis für die Nöte der Journalisten. Gibt es doch gerade unter den Redaktoren der Landblätter viele, die schlechter bezahlt sind als der Maschinenmeister in der Druckerei. Oft waren sie früher auch Journalisten, sie wissen, wie es einem Kollegen zumute ist, wenn er mit ausgefransten Hosen am Bankett teilnehmen muß, das der Verband zur Förderung des Textilkonsums den Vertretern der Pariser Haute Couture gibt! Aber der Redaktor ist nicht allein maßgebend; hinter ihm steht der Verleger, dieser Allgewaltige, und sein Refrain heißt recht oft: «Die Zeitung wirft zuwenig ab!» Wo kann gespart werden? Bei den Jour-

nalistenhonoraren natürlich! Und der Journalist wagt nicht zu mucken. Wenn er zwanzig Franken erwartet hat, erhält er zehn, und sofern es ihm einfallen wollte, zu reklamieren, steht schon ein Student oder ein Fixbesoldeter bereit, der nebenbei auch schreibt und der sich mit einem Fünfennöti zufrieden gibt. Die einzige Möglichkeit, dieser Misere zu entgehen, ist, Artikel von solcher Originalität und Güte zu schreiben, daß sich die Redaktionen geehrt fühlen, wenn man ihnen einen Beitrag anbietet. Aber das Jahr ist lang, die Musenküsse sind selten, und dazwischen möchte der Journalist auch leben.

Das ist im allgemeinen die Situation für Feuilletonisten und Lokalberichterstatter, zu denen auch die Journalistinnen gehören. Bei politischen Journalisten, Berichterstattern aus dem Bundeshaus und Gerichtsberichterstattern ist die Situation vermutlich besser.

Männer und Frauen arbeiten verschieden

Interessant ist es, zu vergleichen, wie verschieden Männer und Frauen die gleiche journalistische Aufgabe anpacken. Nehmen wir als Beispiel den Besuch in einem Quarantänelager für Kinder aus Kriegsgebieten. Der Journalist schildert den Aufbau und die Organisation des Lagers, ihn interessiert es, wie viele Zentner Kartoffeln jeden Tag in der Küche gerüstet werden. Die Journalistin interessiert sich vor allem für die Kinder, sie liest aus ihren Gesichtern, ihren Kleidern und Gesprächsfetzen ganze Kapitel eines jungen Lebens, in das der Krieg zerstörend eingriff. Indem sie alle diese Beobachtungen zu einem Mosaik ordnet, versucht sie, ihren Lesern klar zu machen, *warum* geholfen werden muß. Möglicherweise reklamiert dann der Oberleutnant-Lagerleiter, weil sein Name nicht erwähnt wurde! Wichtig aber ist, daß die Leser bei der Lektüre dieses Berichtes jene Herztöne spüren, welche die Journalistin bei seiner Niederschrift hineinzulegen versuchte. Es gibt bei uns eine Anzahl Journalistinnen

und auch Gerichtsberichterstellerinnen, die fähig sind, so zu schreiben, daß sich der Leser im Innersten aufgewühlt fühlt.

Journalismus verlangt gute Nerven

Viele Hilfsorganisationen, wie das Internationale Rote Kreuz, die Kinder- und die Flüchtlingshilfe, haben sich in den letzten Jahren der fraulichen Feder bedient, um der Öffentlichkeit zu zeigen, wie groß und herzzerreißend die Not war. Die meisten von uns widmeten sich dieser Aufgabe mit großem Eifer und viel Hingabe. Während einer solchen Arbeit habe ich eines der erschütterndsten beruflichen Erlebnisse gehabt. Wir waren von einer Persönlichkeit des Internationalen Roten Kreuzes in Genf in einen Raum geführt worden, in dem die persönlichen Effekten gefallener Flieger aufbewahrt wurden, bis man sie in die Heimatländer der Toten weitersenden konnte. Geldbeutel, Brieftaschen, kleine Photoalben, Uhren, handgestrickte Pull-overs und Halstücher warteten in diesem Raum, bis sich die Grenzen wieder öffneten. Ich sah Bilder und Briefe von amerikanischen Frauen und Kindern, die man in Deutschland und Österreich gefallenen amerikanischen Fliegern aus der Rocktasche genommen hatte. Ich sah Medaillons mit Haarlocken oder eine Uhrkette, an der in Gold gefaßt das erste Zähnchen eines Kindes hing. Am Abend nach diesem Erlebnis mußte ich noch eine Modeschau besuchen. Als die Mannequins lächelnd über den Steg schritten, hatte ich fortwährend die Bilder der Frauen vor den Augen, die man in den Jackentaschen der toten Flieger gefunden hatte. Und plötzlich tropften mir die Tränen in die Kaffeetasse.

Chargébriefe und Fleischmärkli

Im Durchschnitt ist das Echo des schweizerischen Lesers zurückhaltend. Er lobt wenig, er reagiert noch am ehesten, wenn ihn etwas ärgert. Als Folge der Zensur scheint mir, hat er sich übrigens gemerkt,

wie man einem unbequemen Journalisten beikommen kann. Die Gerichte könnten das bestätigen; sie hatten noch nie so viele Presseprozesse wie in den beiden Jahren nach dem Kriege. Wie gefährlich unser Beruf ist, erfahre ich sehr oft. Schreibt man zum Beispiel in einem Artikel, die Beleuchtung in den schweizerischen Hôtels sei das Stiefkind der Hoteliers, so ist sogleich der Hotelbesitzer, bei dem man zuletzt seine Ferien verbrachte, mit einem Chargébrief zur Stelle, um, obwohl man keinen Namen nannte, mit Schadenersatzklage zu drohen. Lobt man in einem Modeartikel einen Stoff etwas überschwänglich, so droht die Konkurrenz gleich mit einem Einschreibebrief.

Ausnahmslos nett reagieren die Leser auf Tiergeschichten. Als ich einmal — zur Zeit der strengsten Fleischrationierung — eine Katzengeschichte schrieb, erhielt ich aus allen Teilen der Schweiz durch die Redaktion der Zeitung Fleisch- und Couponsendungen. Einige Monate später, ich hatte Besuch und keine Coupons mehr, veröffentlichte ich die Geschichte zum zweitenmal in einem andern Blatt, und siehe, es gab wiederum Fleischmärkli.

Zur Zeit der Butterknappheit habe ich dann oft darüber nachgedacht, ob es nicht ein Tier gäbe, das besonders gern Butter fräße. Ich hätte eine hübsche Geschichte darüber geschrieben. Aber es ist mir leider keines eingefallen.

Vom Umgang mit Redaktoren

Und nun sei endlich von den Redaktoren die Rede, die im Leben der Journalisten eine so wichtige Rolle spielen. Sie sind der kritisch siebende Filter zwischen Journalist und Publikum, und im allgemeinen haben sie eine gute Spürnase dafür, was den Leuten gefällt. Im großen ganzen sind sie zu pünktlichen und begabten Mitarbeitern zuvorkommend und höflich. Gelegentlich kann es aber vorkommen, daß man von einer Redaktion, mit der man recht gut zusammenarbeitete, plötzlich ein bißchen vernachlässigt wird. Geht man dem Grunde nach, so sieht man im Vorzimmer der Büros einen

schreibenden Vamp sitzen, der zigarettenrauchend und beineschlenkernd jene Journalistinnen zu kopieren versucht, die in amerikanischen Magazinen dargestellt werden.

Wohl jeder Redaktor, besonders der junge, hat einmal im Leben den Ehrgeiz, eine Neuentdeckung zu machen. Und deshalb will er dem liebenswerten Wesen, das einer Redaktion nur zur Zierde gereicht, eine Chance geben. Er exerziert mit ihm und kämmt seine Artikel mit Langmut. Aber meistens ist der neuentdeckte Stern nur eine Sternschnuppe, und alle Herrlichkeit vergeht. Das wird immer dann offenbar, wenn's pressiert; dann werden die bewährten Pferde ins Rennen geschickt. Das Sternschnüppchen, so lieblich anzusehen, geht still, aber nicht leuchtend nieder. Mit Redaktorinnen, es gibt in unserm Lande leider nur wenige, bleiben einem solche Episoden erspart.

Leidenschaft und eine gewisse Verbissenheit gehören zu unserm Beruf. Denn es ist nicht leicht, mit drei Kopfwepulvern im Magen eine Reportage zu schreiben oder sich mit beinahe 39 Grad Fieber und fliegenden Pulsen an die Maschine zu setzen, um in einem Feuilleton das Lob des geruhsamen Lebens zu singen.

Wer an die Öffentlichkeit tritt, hat keine Nachsicht zu erwarten

Diese Erkenntnis sollte gleichsam als Motto über jedem Journalistendasein stehen. Denn die Öffentlichkeit ist weder nachsichtig noch gütig, sie hat nur einen Wunsch: sie will gut informiert und unterhalten sein. Der Redaktor als Bindeglied zwischen Journalist und Leser hat sich an diese Tatsache zu halten, sonst wird er seine falsche Einstellung bald an der sinkenden Auflageziffer seines Blattes ablesen können.

Wenn man mich fragt, welche journalistischen Aufträge ich bevorzuge, dann gestehe ich gerne, daß ich es vor allem liebe, über Menschen, Landschaften, Tiere und die kleinen Lächerlichkeiten des Alltags zu schreiben. Alles, was offiziell ist, ist mir ein

Greuel. Ich verabscheue Bankette, die die Verpflichtung mit sich bringen, den Anlaß, zu dessen Ehren sie organisiert wurden, positiv zu besprechen. Darum meide ich Bankette; aber auch wegen der Männer, die daran auch teilnehmen! Es sind nicht die Kollegen, die bei solchen Anlässen einer Journalistin gelegentlich das Leben schwer machen. Es sind «Prominente» aus Berufen, die dem Journalismus fernstehen. Sie sehen oft in einer Journalistin eine Kreuzung zwischen Blaustrumpf und Mannequin. Entweder halten sie uns väterliche Reden von wahrer Frauenbestimmung und vom Glück der Mutterschaft, oder sie prostern uns mit Augenzwinkern mehr zu, als uns lieb ist, und nennen uns hinter unserm Rücken — aber doch so, daß wir es hören können — «e glatti Chatz». Die kameradschaftliche Einstellung, wie sie im Ausland zwischen berufstätigen Männern und Frauen so oft zum Ausdruck kommt, ist in der Schweiz recht selten. Wir erleben sie höchstens an den Männern des eigenen Berufsmilieus, an Redaktoren und Journalisten.

Der Durchschnittsschweizer, für den bereits der Journalist eine verdächtige Erscheinung ist, reagiert der Journalistin gegenüber noch viel saurer. Natürlich gibt es Geschäftsleute und auch Wissenschaftler, die nicht so eingestellt sind. Aber selbst mit den besten Empfehlungen einer Zeitung versehen, bin ich schon sehr oft mit Mißtrauen, Abneigung und unverhehltem schlechtem Willen empfangen und rasch wieder hinauskomplimentiert worden. «Wir haben nichts übrig für Publizität», ist das Motto dieser Leute, zu denen während des Krieges auch die Heerespolizisten gehörten. Wenn sie Befehl hatten, irgendwo abzusperren, sperrten sie hermetisch ab, auch wenn so ziemlich alle wesentlichen Vertreter der Schweizer- und der Auslands-Presse vor der Absperrung standen und begreiflich zu machen versuchten, daß die Öffentlichkeit ein Recht habe, informiert zu werden. Heerespolizei, Securitas und gewöhnliche Polizei lassen uns manchmal recht deutlich fühlen, daß wir in den Augen der «Ordnungsorgane» sehr

unerwünscht sind. Für eine Frau ist das natürlich noch peinlicher als für einen Mann.

*«Das gaht eus nüt a, mir händ
Vorschrifte!»*

war während der Kriegsjahre und ist leider heute noch die stereotype Reaktion dieser Leute, wenn sie eines Journalisten ansichtig werden; und ist dieser Journalist gar eine Frau, so hört man oft noch die wegwerfende Feststellung: «Und überhaupt es Frauezimmer . . .!»

Bei solchen Konflikten wird einem immer wieder bewußt, wie negativ die Einstellung in unserm Lande den freien Journalisten gegenüber ist. Er wird nicht nur als Störefried angesehen, sondern sogar sehr oft als nicht gesellschaftsfähig betrachtet. Das mag auch daher kommen, weil seine soziale Position nur selten gut ist, und vielleicht auch daher, daß es in diesem Beruf sehr viele verkrachte Existzen gibt.

*«Wänn eine dem Tüüfel ab em
Charre gheit . . .*

so wird er Journalist», das ist leider eine häufige Ansicht in unserm Lande. Manchmal hat man wirklich den Eindruck, unser Beruf sei der Tummelplatz ewiger Studenten, Lehrer und Pfarrer, die etwas auf dem Kerbholz haben und deshalb in ihrem früheren Beruf nicht mehr tragbar waren. Ein Redaktor sieht sich immer wieder vor den schwierigen Entscheid gestellt, solchen oft sehr tüchtigen Leuten entweder die letzte Chance zu vereiteln oder sie vielleicht unter lautem oder leisem Protest der Kollegen in seinen Mitarbeiterstab aufzunehmen. Ver nimmt die Öffentlichkeit vom Hinüberwechseln solcher Leute zum Journalismus, so überträgt sie ihr Mißtrauen auf den ganzen Berufsstand.

Warum lieben wir unsern Beruf?

Zusammenfassend: wir sind im allgemeinen unbeliebt, mit wenig Ausnahmen mittelmäßig bis schlecht bezahlt und auch gesellschaftlich nicht sonderlich geachtet. Man ruft nach uns, wenn irgendwo gelobhudelt

werden sollte, wirft uns hinaus, wenn wir der Wahrheit dienen wollen. Und dennoch sind wir diesem undankbaren Beruf mit Haut und Haar verfallen. Die meisten von uns haben das Schreiben so nötig wie das Atmen. Wir lieben es, alle Tage Neues zu sehen, darüber zu berichten und es zu kommentieren. Wahrscheinlich sind wir Journalisten, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, von einem intensiveren Lebenshunger befallen als andere Leute. Und indem wir die Stillung dieses Hungers zu unserm Beruf machen, sind wir glücklich. Wir reagieren rascher und heftiger auf alles, was in unser Dasein tritt, und die Sensibelsten unter uns erschnuppern gleichsam, was in der Luft liegt, welche Themen und Probleme demnächst aktuell werden.

Dieses rechtzeitige Erschnuppern einer Geschmacks- und Interessenströmung ist einer jener Faktoren, der den guten Journalisten ausmacht. Dazu kommt die Fähigkeit des klaren Gestaltens. Der Stoff, diese unförmige Masse von Eindrücken, die sich unser bemächtigen, muß gegliedert, filtriert und geformt werden. Wir sollten mit unserm Stil und Gestaltungsvermögen ein Thema so beherrschen, wie der Bildhauer den Stein, der Dirigent das Orchester.

Dazu kommt noch etwas vom Schwersten, was nach meiner Ansicht bestimmt, ob einer ein guter Journalist ist: Er muß die Fähigkeit haben, schwierige Dinge leicht und klar darzustellen. Diese Erkenntnis steht vielleicht im Gegensatz zur gegenwärtigen Geschmacksrichtung; aber sie wird sich schon wieder durchsetzen.

Ich habe in diesem Artikel viel Negatives über unsern Beruf erzählt. Und doch, wenn einer käme und mich fragte: «Was möchtest du denn lieber sein?» dann würde ich keine Antwort. Wäre ich wieder vor die Frage der Berufswahl gestellt, dann würde ich bestimmt wieder Journalistin, und damit sei festgestellt, daß Journalismus ein Beruf ist, den man nicht immer selbstständig wählt, sondern der einen ergreift und packt wie eine Leidenschaft, der einen ein ganzes, vielleicht etwas atemloses, aber dennoch reiches und schönes Leben lang nicht mehr losläßt.

Da musste ich lachen . . .



Bundesrat und Bürger

Ein Bild, ebenso charakteristisch für unsere schweizerische Demokratie als auch für die Persönlichkeit Bundesrat Dr. Stampfli, der nach langem und hartem Dienst als «Kriegswirtschaftsminister» auf Jahresende zurücktritt. Und wenn dem verdienten Magistraten auch die Zeit fehlte, auf jeden gutgemeinten Ratschlag eines Eidgenossen, der ihm auf dem Bundesplatz entgegentrat, näher einzugehen, so hat er doch die Sorgen des «kleinen Mannes» verstanden: dies beweist sinnvoll die Verwirklichung der Alters- und Hinterlassenenversicherung, die zu einem wesentlichen Teil sein persönliches Werk war.

(Aufnahme Preßbild, Bern)

Als ich dieses Bild in einer großen schweizerischen Zeitschrift bemerkte und daneben den zugehörigen Text las, mußte ich lachen. Der hier abgebildete „kleine Mann“ ist nämlich niemand anders als der mir wohl bekannte, 86jährige Dr. h. c. Emil Bitterli, ehemaliger Direktor der Maschinenfabrik Oerlikon und späterer Gründer und Leiter des industriellen Teils des größten französischen Elektrizitätskonzerns, der „Compagnie générale d'électricité“. Als solcher trug er einen erheblichen Teil der Verantwortung für den Geschäftsgang von zirka 30 Fabriken mit über 15 000 Arbeitern. Jahrelang war er auch Präsident der schweizerisch-französischen Handelskammer in Paris, und in dem von seiner Gattin mit besonderem Charme geführten Heim trafen sich Prominente aus Handel und Industrie Westeuropas.

Gewiß ist das Bild charakteristisch für unsere schweizerische Demokratie, aber aus einem ganz andern Grunde, nämlich darum, weil es wieder einmal zeigt, wie wenig der Schweizer es liebt, wenn man ihm irgendeine „hohe Stellung“ von außen ansieht, — was zur Folge hat, daß sich bei uns auch ein erfahrener Journalist leicht darüber täuscht, wer wer ist.

Mitgeteilt von bo.